

Es fiel ein Reif in der Frühlings-Nacht.

Erzählung von Louise Westrich

Der Wagen fuhr heim vom Juri- sten-Ball. Die Zwei auf dem Rück- sitz plauderten. Sie sahen auf dem schmalen Klappstuhl gegenüber und sprach kaum ein Wort. Wenn auf ei- nen Augenblick der Schein einer Later- ne in's Fenster fiel, stieß er ein glückselig betrübmtes Gesicht.

Vor einem großen, alten Haus mit- ten in der Stadt hielt der Wagen. — Ein verschlafenes Dienstmädchen, die Petroleumlampe in der Hand, öffnete die Haustür. Die drei stiegen aus, die erste in bemelungelichtem, schnee- weißem Umhang, in weißem Atlas, der wie Silber durch die Nacht glänzte; die zweite, ältere, in dünnem, dunklem Seidenkleid, mit dunklem Umhang. Dann kam sie, sehr einfach, in fast ein- fache, kurzem Mäntelchen, aber schlicht, hoch und dornhelm, mit der weiten- rüchigen Miene derer, denen das Glück selbsthaftig begegnet ist.

„Was's schön, Fräulein Käthe?“ fragte das Mädchen, die Hand vor dem gähmenden Mund.

„Wunder-, wunderschön, Babette!“ Und dabei legte sie die Arme um den Hals der Mutter.

„Gute Nacht, liebe Mama! Es war wunderbar, wunderschön!“ Die Erregung hatte den Umhang abgeworfen, das Kopfputz ge- löst.

„Liebe Frau Doktor! bitte, lassen Sie Babette nur noch ein Glas Wein bringen, oder eine Tasse Kaffee, oder irgend was Tränkbares, ja? Und blei- ben Sie noch ein bisschen bei mir, ein ganz kleines bisschen! Sie wissen, ich kann nicht gleich nach dem Tanzen schlafen. Ich kann nicht.“

„Wie Sie wollen, Fräulein von Reichenbach, Babette hat, glaube ich, schon heißes Wasser bereit.“

„Das ist lieb, Du, Käthe, ich sage — Ist sie schon fort? Solch eine Schlaftrage!“

„Käthe muß morgen früh zur Schu- le.“

„Ja, ja, aber Sie müssen nicht zur Schule, liebe Frau Doktor. Sie sind nicht schlaftrig, nicht wahr?“

„Nein, ich bin nicht schlaftrig.“ Frau Doktor blickte auf sie mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit. Eine Pensionärin, die zweihundert- fünfzig Mark im Monat bezog, kann schon ein kleines Opfer verlangen.

Käthe war in ihre Stube gestiegen. Mit einem Aufsatzen drückte sie die Thür hinter sich zu. Dann stand sie einen Augenblick wie in Entzückung. Eine große Stube war's, ein Bett rechts, ein Bett links. Hinter dem einen ein Fenster ein Puzsch mit Klöfchen, Büschen, Kissen; hinter dem andern ein Bücher-Schrank, ein schicktes, vie- lediges Schreibpult mit Tintenfaß und Fespen. Mitten im Zimmer auf neu- traum Gebiet ein großer, runder Tisch.

Käthe ließ langsam ihren dürftigen Umhang auf ihr Bett gleiten, trat zum großen Spiegel zwischen den Fenstern und erhob, sich betrachtend, die Lampe: Ein fast ärmliches Lächeln über- weisem Glanzstrahl statt der Seide, die rosa Rosen, die blühten, die im Laden zu haben waren. Schön war sie doch mit den großen, dunklen Augen, der schwarzen Haarfülle, den wie aus Marmor gemalten Schultern und Armen. Schön war sie doch! Schön hatte er sie gefunden und es ihr gesagt.

Ihr schweifender Blick fiel auf die Schulbücher, und ein Lächeln des Glücks verklärte ihr Gesicht. Nie! nie mehr! Die liebe, vorzuziehende Mama, die sie sicher stellen wollte auf ihre eigenen Füße! Sie brauchte nicht sicher zu stehen. Ein anderer würde sie nützen. Ein würde ein Glück haben zu zweien, ein echtes, natürliches Frauenglück, kein mühsam zurechtgemachtes, mit ver- schlungenen Thränen, emporgelobtes Zer- rogatsglück. Lehretin? Nein! sie wür- de nicht Lehretin. Sie machte kein Examen. Ja, wenn sie ihn durch ihre Arbeit hätte unterstützen, ihm aufste- hen dürfen! Für ihn hätte sie gern das dicke, abwechselnde Gesichtsbuch dort in der Ecke wörtlich auswendig gelernt. Aber er brauchte ihren Rat nicht. Es war alles wie im Märchen. Der Mann, den sie über alles liebte, war wohlhabend obendrein, stand am Anfang einer glänzenden Karriere.

Wah, daß sie diese Nacht hätte allein schlafen dürfen! Nicht schlafen! Nur immer wieder die Viertelstunde durch- leben! Die eine glückliche Viertelstun- de! Eine Entweihung war's, daß nun das Geschwätz der Reichenbach zwischen die köstlichen Worte in ihrem Ohr hä- mern würde, so föhlich, daß sie noch gar keine anderen hören möchte. Schnell, wie Franziska kam, noch einmal: so war's gewesen.

Erst ein Schultsatz wie ein anderer. Die Greuel des dreißigjährigen Krie- ges wollten in ihrem Kopf nicht haf- ten. Greuel! Die Welt ist schön! wunderbar! denn heut, heut Abend wird sie ihn leben.

Gut, daß die Mama eine Pensionä- rin hat, eine Pensionärin, die amüsiert sein will. Käthe allein würde sie ein Jahr vor ihrem Examen nimmer auf Bälle geführt haben. Aber mitgenom- men wird sie, Fräulein von Reichen- bach amüsiert sich besser mit einer jün- geren Gefährtin Dabei bekommt Käthe ihren Teil ab vom Glanz und Schim- mer des Lebens. Wie ist's warm, fer- tig, herrlich! Wie grau und so oge- gen die kläglich Bücher! Am Anfang der Saison ist sie ihm auf einem The- ronsant begegnet. Seitdem trifft sie ihn überall. Auch in ihr Haus ist er gekommen.

Sie streift ihr Armband ab, öhliche

Wachspertlen auf neuer Schnur. — Die Schnur hat sie vor vier Wochen zer- rissen in zorniger Eiferlichkeit. Es war auf dem Spibester-Ball. Er hatte viel mit Fräulein von Reichenbach ge- tanzt, und die Mama führte sonder- bare Reden, behauptete, daß selbst junge Leute, die es wahrlich nicht nöthig hätten, heutzutage nur nach Geld hei- raten. Ganz wild war sie geworden! Wenn er! er! — Unfinn! Zum Pa- den! Seine Augen sagten doch deut- lich genug, was er meinte, wenn er sich den Herwardischen Damen widmete. Seine Augen, — heut hatten's auch die Lippen gesagt.

Beim zweiten Walzer war's. Durch den Saal voll Licht und Farbenglim- mer kam er auf sie zu, einen weißen Schimmer in den oft barten, molanten Augen. Ihr schlug das Herz bis zum Hals. Stumm wählten sie. Er tanzte gut. Ein Drehen in der Luft schien es, nicht auf der Erde. Und sie schmeiz- te sich selbstvergessen an ihn. Verjün- gerten, Vergangeneheit, Futurum, Sitte und Sägung der Welt, gegenwärtig allein das heiße Glück, ihn zu halten, ihm nahe zu sein. Mögen sie raunen und zischen, Weisheit und Boshait! Ihn haben, ihn behalten! Nichts wei- ter vom Leben. Nichts sonst, nichts sonst, lieber Gott, von Deiner reichen Erde! Nur ihn! Nur ihn!

Durch die Schleier des Schwindels, die ihr Aug und Ohr umwehen, dringt leiße seine Stimme.

„Wissen Sie, daß ich beinahe nicht hätte kommen können? Ach soll mor- gen den Staats-Anwalt vertreten. Um dieses Tanzes willen bin ich ge- kommen!“

„Um dieses Tanzes willen.“ Sie schließt die Augen, befreit und glaubt. Um dieses Tanzes willen wäre sie bar- sch gepöfert vom Strand der Nord- see bis Rom. Schwer liegt sie in seinen Armen. Er bleibt stehen.

„Es ist so selten, daß man einen Menschen findet, der uns versteht.“

„Ja,“ saate sie.

Er drückt leiße die Hand, die auf seinem Arm liegt. Sie zieht sie nicht zurück. Sie treten in den kleinen Winter-Garten, an dessen Eingang sie stehen.

„Die Zeit war endlos bis zu diesem Augenblick,“ flüsterte er.

„Sie unterhielten sich mit Fräulein von Reichenbach.“ Ihre Augen bli- hen. Einmal hat er schon wieder mit Franziska getanzt, während sie einfam- sch. Aber wie er sie jetzt anschauf, brennen ihr die Wangen vor Scham. Wie klein war diese mißtrauliche Re- gung!

„Er zieht ihre Hand an die Lippe. — „Ich danke Ihnen.“

„Wohin?“

„Daß Sie ein klein wenig eifersü- chtig sind. Das macht mich sehr glück- lich. Sie sind eifersüchtig, nicht wahr? Ein ganz klein wenig.“

„Fräulein von Reichenbach ist klug, unterhaltend.“

„Eine Kaffeemühle, die mahlt und mahlt. Der größte Reiz der Frau für mich liegt in der Art, wie sie schmeiz- telnd schreien können, das ist die Krone. Und dann, nicht wahr? etwas Unnennbares, ein geistiges Fluidum, macht ich sagen, das aus Blick, aus Beweunung, aus der der ganzen Per- sönlichkeit ausstrahlt und das Ver- wandte im andern mit sich reißt, ohne Widerstand ohne Wahl, eine Zele- phatische der Seele gleichsam. Glauben Sie daran?“

„Ja, ja.“

„Meine Mutter, die Sie geliebt ha- ben würden, wenn Sie sie getauft hät- ten, daß mir über diese Wunder unber- echnliche Worte gesprochen. Die Ma- gnetinadel des Compasses weist unwei- glich zum Pol, sagte sie. Auch das Herz hat seine Magnetnadel. Wohin die weist, da liegt das Glück. Es giebt kein anderes Menschenglück, als das aus diesem Magnetismus der Seelen geboren wird.“

„Ja, ich würde Ihre Mutter geliebt haben.“

„Fräulein Käthe, wenn Sie wüßten, wenn ich's Ihnen begreiflich machen könnte, wie hoch, wie reizend Sie sind!“

„Nein — bitte —“ Wie ein Hauch kommt's über ihre Lippen. Abweh- rend, angstvoll hebt sie die Hand.

„Ich bin ja schon klill. Vereichen Sie mir. Solch einsamen Mann über- tommt manchmal eine Sehnsucht, ein Heimweh, eine Thorheit. Wissen Sie noch, wie es war, als ich Sie zuerst bei Amtsrichter Schrader sah?“

„Sie nicht glücklich verdammt.“

„An dem Abend hab' ich einen gan- zen Bogen voll Attenpapier vollge- tigt mit: Käthe! Käthe! Käthe!“

„O, Herr Doktor.“

„Er beugt sich nieder, seine Lippen streifen ihr Ohr, ihre Haare.“

„Käthe! Wenn ich Ihnen sagen könnte —“

„Wenn ich Ihnen sagen könnte.“

„Aber er sagt es nicht. Der Tanz ist aus. Ein lachender Schwarm bricht in das stille Aul, — gerade so wie jetzt, da ihre Seele in der Erinnerung an jenen Augenblick schwelgt, Fran- ziska von Reichenbach ungestüm in die Kammer bricht. Er hat auch während des ganzen Balles nicht Gelegenheit gefunden, es ihr zu sagen, das letzte, das schönste Wort. Sie weiß es doch, Hellschönd ist sie, der Magnetismus, der von der Seele zu Seele weht, er- leuchtet ihr sein Herz. Und beim näch- sten Leben wird er es ihr sagen.“

„Na, klein Käthe, noch nicht im wei- chen Beiten?“

„Franziska Reichenbach fährt im Fickad durch die Stube. Wie eine weiße Schlange schillert der Atlas ih- rer Schleppe hinter ihr.“

„Ich beile mich,“ sagt Käthe und nimmt die Blumen aus dem Haar.

„Nein, laß. Es ist mir sogar lieb, daß Du noch nicht schläfst. Ich bin nicht gefühllos, es giebt aber immer- hin Situationen, die — kurz, 's ist gut, daß Du wach bist.“

„Sie tritt auf Käthe zu, schließt sie in die Arme, küßt sie heftig, leidens- schaftlich.“

„Du bist meine Freundin, nicht wahr?“

„Franziska, ich bist Dich!“

„Laß auf sein, 's gilt Dir nur halb. Aber halb gilt's Dir, Du weißest Schicksal.“

„Sie läßt sie los, steht in den Spie- gel. Und plötzlich sagt sie: „Hoff Du Herrn von Trattenberg bemerkt? Der war famos! Ist es möglich, so hölzern zu sein? Wie geht's Ihrer Frau Mutter? Wie geht's Ihrer Frau Tante? Wie geht's Ihrem Herrn Onkel? Zu dumm!“

„Er war in der Gesellschaft nicht be- kannt.“

„Franziska sah jetzt vor ihrem Puz- sch, die Arme aufgestützt. Sie hörte Käthes Antwort gar nicht. Sie lachte leiße vor sich hin.“

„Du — Käthe! Wenn Du schwei- gen könntest.“

„Käthe lächelte. Sie denkt an seine Worte. „Ich hoffe, ich kann's.“

„S ist auch einreißt. Ich schwach doch, ich muß schwagen. Fühlt mal meine Hand. So warm ist mir. Du, wie findest Du Doktor Mad?“

„Käthe fährt herum. Die Fluth ih- res Haares entleert ihren Händen. Weiß die?“

„Was ist's mit Doktor Mad?“

„Ja, ja! Ihr er. Einander nicht leiden. Du und er. Aber mir gefällt er. Mir gefällt er ganz gut, ja! so- gar recht gut.“ Sie lacht.

„Käthe ist wieder ruhig. — Einsei- tige Arme Kaffeemühle! Mag er Dir gefallen. Ihm gefällt Du nicht!“

„Ich kann mir's auch ganz gut den- ken.“

„Ich hab' Franziska fort, daß Ihr zwei keine Seide zusammen spinnt. Du bist ihm zu schweigam, zu sehr Unschuldssengel; Dir ist er zu sehr Zeu- sel. Und wahr ist's! Prachtvoll bösh- haft kann er sein. Er hat Bemertun- gen!“ Sie lacht wieder. „Wir tan- zen den Restion zusammen.“

„Ja,“ sagt Käthe. Sie schnürt schon ihr Leibchen auf. Franziska wühlt zwischen ihren Kammern und kann den richtigen nicht finden. Einen Augenblick berührt sie.

„Ich glaube, er wird Karriere ma- chen,“ sagt Fräulein von Reichenbach plötzlich. „Der Staatsanwalt meint es auch.“

„Wer?“

„Nun doch, Doktor Mad!“

„Hoffentlich,“ antwortete Käthe ruhig.

„Ja, das möchte ich mir auch ausbit- ten! Denn sonst — Du Käthe!“

„Ja, Franziska. — Käthe legt sorg- fältig ihren Schmutz fort.“

„Ich will Dir sagen. . . Eigentlich ist er nur meinwegen auf den Ball gekommen.“

„Er empfing mich gleich mit der Versicherung. Das will nicht viel hei- ßen. Ich bin auch nicht so ein Bäh- schaf, daß ich alles glaube, was die Herren Süßes rapeln. Abgebrüht, Kind! gänzlich abgebrüht. Aber dies glaub' ich. Ja, ja! dies glaub' ich. Dies muß ich wohl glauben. . . Aber Mädchen! was macht Du denn?“

Die Schuchtel, die Käthes beiseite- wegen Schmutz enthielt, war ihr aus der Hand gealliten, ihre Nadeln, ihr klei- nes Medaillon rollten über die Diene. Sie hüdt sie sich, sie aufzulesen. Fran- ziska sprang auf, half lachen.

„Ich glaub', Du schläfst schon halb. Lea! Dich ins Nest. Schlaf! Schlaf!“ Gute Nacht.“

„Nein, bitte! Erzähl! erzähl!“ Sie wadt Franziskas Hand, legt den Arm um ihre Schulter, schüttelt sie. „Er- zähl!“

„Er hatte mir schon lange den Hof gemacht. Na, das müßt Du ja wohl bemerkt haben alle die Zeit. Wir ver- stehen einander eben. Lieber Himmel, wir kennen beide die Welt, die Men- schen. Er hat gern die Frauen, die rasch verstehen und sich gut ausdrü- cken verstehen, sagt er.“

„So, die hat er gern?“

„Ja, wir standen in dem kleinen Wintergarten, weicht Du, hinter den Balken. Da nahm er meine Hand. So, und dann wurde er eloquid, sprach von etwas — nennen kann' er's selbst nicht, von einem geistigen Fluidum, das so zwischen zwei Men- schen hin und her wogelagelt. Von einer Magnetnadel inwendig im Her- zen. Wie die Magnetnadel im Kom- pass, sagt er, dem Schiffer den Weg zum Hafen weist, zeigt diese Nadel dem Herzen den Weg zum Herzen, wo es sein Glück findet. — Unfinn, Kleine! Natürlich blühender Unfinn! Zu an- derer Zeit würd' ich darüber gelacht haben. Aber in dem Augenblick! Und die Art, wie er es sagte und mit den Augen dazu klapperie! — Er hat prachtvolle Augen. Kurz, mit würde ganz wunderbar.“

Käthe ist starr wie Stein und weiß wie das Kleid, das zu ihren Füßen auf der Diele liegt. Die andere be- achtet es nicht, verloren in ihrer Er- innerung.

„Ja, Du. Er sprach auch von sei- ner verstorbenen Mutter, meinte, ich würde sie lieb gehabt haben. Ehrlich: daß sie die Frühe nicht unter meinen Tisch stieß, ist mir doch lieber. — Wir

sprachen auch von Dir. Soll ich's ver- raten? Ich war ein bisschen eifersüch- tig auf Dich. Wirklich, wär' ich das nicht gewesen, wer weiß, ob es ihm so rasch gelungen wäre. — Er merit's, und er war glücklich darüber. Dann hat er mich beruhigt. Nun, es trümt Dich ja nicht, daß Du sein Geschmad nicht bist. Er schwärmt nur für Mon- de. Dent! bloß, was er angestellt hat an dem Abend, als wir ihn zuerst bei Amtsrichters trafen. Solch ein Kind- kopf trotz seiner staatsanwaltschaftli- chen Herrlichkeit! — Einen ganzen Bo- gen hat er vollgetigt mit meinem Namen: Franziska, Franziska, Fran- ziska. Man traut's ihm nicht zu. Nicht wahr? — Und dann —“

„Dann hat er Dich gelüßt.“

Käthe sagt's wie ein Automaten. Sie weiß selbst nicht, daß sie redet.

„Meiner Treu, ja! Er hat mich gelüßt. Und ich glaub', ich ihn auch. Aber woher weißt denn Du das, kleine Käthe?“

„Es kommt jetzt im Programm.“

„Programm? — Ach, Du bist köst- lich, Du Kleine! Wie eine blasierte Welt- dame! Programm ist gut. Also wirklich, er hätte die Redheit. Red war's, während im Saal nebenan die Menschen tanzten. Dann aber —“

„Dann?“ Käthe öffnete die Augen weit.

„Weißt Du das nicht, Käthe? Es gehört doch auch zum Programm. Ich wenigstens hab' ihm nicht raschen wol- len, das auszulassen! Dann sagte er, daß er mich furchtbar gern hätte, daß er nicht leben könnte ohne mich. Und ob ich ihm nicht auch gut sein könnte? Und frag' mich, ob ich seine Frau werden wollte?“

„So, das auch. Das frag' er auch?“

„Selbstverständlich doch nachalle- dem!“

„Selbstverständlich. Aber Käthe hat er das nicht gesagt. — Das nicht.“

„Morgen will er kommen, sich mein Journal holen und dann gleich an Papa schreiben. Was meinst Du, geh' ich's wohl, das Journal? Geh' ich's ihm? — Du sagst ja kein Wort mehr!“

Käthe sitzt auf dem Stuhl vor ih- rem Bett mit bloßem, starrem Gesicht. Unwillkürlich hat sie die Hand ausge- streckt, als müßte sie etwas halten, das in einen bodenlosen Abgrund entleitet. Nicht ihr armliegender Goldschmuck, diesmal ist es der Schmutz ihrer See- le, was gefallt ihm. Das wird sie nicht wieder aufhebeln.

Das letzte, das beste Wort, das bin- dend erste, — jener hat er's gesagt. Dafür ist sie auch die Tochter des Großkaufmanns von Reichenbach, für Käthe Herward, die Tochter der ar- men Wittwe, ist nur der erste Teil des Programms. Die ist ihm nur ein Spiel, ein Scherz gewesen, ein Zeit- vertreib in der Langeweile, ein Mittel, sich die begehrte Erbin willfährig zu machen. Und nicht einmal eine kleine Variation, nicht einmal ein bisschen Originalität war sie ihm werth! Ein neues, einigtes Gefühl hat sie gege- ben und mit abgegriffener Münze hat er dafür gezahlt! So abgegriffen, daß die Prägung nicht mehr zu unter- scheiden ist. Sie aber hat sie gierig eingestrichen. O, der Schande! Der Schande!

„Käthe! Hörst Du nicht? Was ist Dir?“

Sie richtet sich gewaltsam auf, sie taumelt. — „Ich bin müd, furchtbar müd.“ Sei nicht böß, ich schlief halb. Das ist so über mich gekommen. Mor- gen — morgen.“

Sie drückt den Kopf in die Kissen. Franziska steht erndütert. „So müd' bist Du? — Lieber Himmel, ja, die Uhr geht auf vier. Ich thu' auch besser, mich aus's Ohr zu legen. Sonst seh' ich wie 'ne Gule aus, wenn er mor- gen kommt.“

Hastig streift sie ihre Gewänder ab, blüßt das Licht aus. Käthe sagt nichts mehr.

Die Nacht ist es eiskalt gewesen. Ich habe gefroren, beständig gefroren,“ klagt sie am andern Morgen der Mut- ter, die sich über ihr verführtes Aus- sehen entsetzt. Aber das Gesichtsbuch, das sie gestern jubelnd in die Ecke geworfen hat, glättet sie heut sorgfältig, und trotz des schmerzenden Kopfes geht sie zur Schule.

Die französische Knabenerziehung und die Mütter.

Von Dr. Käthe Schirrmacher.

Seit Jahren ist die höhere Knaben- erziehung das Schmerzenskind der französischen Pädagogen. Man klagt seit lange darüber, daß die männliche Gutenachtlust gefehlt, wie die kindliche Jugend an Willensschwäche leidet, daß sie keinen fröhlichen Thatenmuth mehr zeigt, daß sie nach bequemem Staats- ämtern und Bureaustellen strebt, statt durch eigene Kraft und eigenen Un- ternehmungssinn in Handel und Ge- werbe Geld zu verdienen, daß sie Pa- ris und Frankreich nicht verlassen, die französischen Kolonien nicht besökern will. Die armen Knaben selbst könn- en im Grunde wenig für das Unheil, sind sie doch das, was man aus ihnen gemacht. Sie gehen in die Schulen, die man für sie gegündet, lernen die Lektionen, die man ihnen aufgiebt, er- leben die Programme, welche für sie verfertigt, und sind dann, wie sie sein müßten und wie man sie nicht gewollt. Die französischen Pädagogen, ob der Ergebnisse ihrer Erziehung entsetzt, untersuchen daher die betreffenden Programme und nahmen sie in Be- handlung. Hier wurden die klassischen Sprachen durch moderne ersetzt, dort die Last der Mathematik etwas er- leichtert, dann studierte man die Er- ziehung der englischen Knaben und kam zu dem Schlusse, die jungen Franzosen müßten sich gleichfalls mehr in freier Luft bewegen, Fußball und Cricket, Lawn-tennis und Golf spie- len, damit ihr erstarres Muskel- und überreiztes Nervensystem das Gegen- gewicht halten könne. So sprachen und thaten die Reformatoren und suchten die Uebel der höheren Knaben- erziehung Frankreichs aus der Welt zu schaffen.

Da es nun aber kein Uebel in der Welt giebt, an dem die Frauen nicht direkt oder indirekt schuld seien, so dauerte es nicht lange, und die Pädago- gen fanden heraus, die moralische Schamlosigkeit der französischen Söhne, ihr Streben nach Staatsämtern und äußeren Ehrenzeichen, ihre Abneigung gegen das rauhe Leben der Kolonien sei Schuld — der französischen Müt- ter.

Das war Wasser auf viele Müh- len, diesmal ist es der Schmutz ihrer See- le, was gefallt ihm. Das wird sie nicht wieder aufhebeln.

Das letzte, das beste Wort, das bin- dend erste, — jener hat er's gesagt. Dafür ist sie auch die Tochter des Großkaufmanns von Reichenbach, für Käthe Herward, die Tochter der ar- men Wittwe, ist nur der erste Teil des Programms. Die ist ihm nur ein Spiel, ein Scherz gewesen, ein Zeit- vertreib in der Langeweile, ein Mittel, sich die begehrte Erbin willfährig zu machen. Und nicht einmal eine kleine Variation, nicht einmal ein bisschen Originalität war sie ihm werth! Ein neues, einigtes Gefühl hat sie gege- ben und mit abgegriffener Münze hat er dafür gezahlt! So abgegriffen, daß die Prägung nicht mehr zu unter- scheiden ist. Sie aber hat sie gierig eingestrichen. O, der Schande! Der Schande!

„Käthe! Hörst Du nicht? Was ist Dir?“

Sie richtet sich gewaltsam auf, sie taumelt. — „Ich bin müd, furchtbar müd.“ Sei nicht böß, ich schlief halb. Das ist so über mich gekommen. Mor- gen — morgen.“

Sie drückt den Kopf in die Kissen. Franziska steht erndütert. „So müd' bist Du? — Lieber Himmel, ja, die Uhr geht auf vier. Ich thu' auch besser, mich aus's Ohr zu legen. Sonst seh' ich wie 'ne Gule aus, wenn er mor- gen kommt.“

Hastig streift sie ihre Gewänder ab, blüßt das Licht aus. Käthe sagt nichts mehr.

Die Nacht ist es eiskalt gewesen. Ich habe gefroren, beständig gefroren,“ klagt sie am andern Morgen der Mut- ter, die sich über ihr verführtes Aus- sehen entsetzt. Aber das Gesichtsbuch, das sie gestern jubelnd in die Ecke geworfen hat, glättet sie heut sorgfältig, und trotz des schmerzenden Kopfes geht sie zur Schule.

Als sie heimkommt, ruft die Köchin ihr's entgegen, das eine Braut im Hause sei.

„Mutter,“ sagte sie, und drückt die Hand der müden Frau, „ich muß eifrig lernen, wenn es mit dem Examen was werden soll. Bitte, bring' mich auf tei- nen Ball mehr, in keine Gesellschaft. Es stört mich, heißt Du.“

Dann hat sie ihr Examen gemacht, kein glänzendes, schlecht und recht, und ist Lehretin an unlerer Schule ge- worden. Als spätes Mädchen hab' ich sie gekannt. Noch immer lag uns die dunklen Augen ein Rest von Jugend, von Schönheit, und in Gang und Hal- tung etwas von dem Reiz der verur- theilten Märchenprinzessin. Wir Kin- der vergötterten sie. Es ging unter uns die Rede, daß mehr als einmal ein braver Mann um sie geworden, sie aber jeden zurückgewiesen habe. „Sie könne kein Vertrauen fassen,“ sollte sie gesagt haben. Wir zerbrachen uns die Köpfe ob der unverfändlichen Rede.

Spät erst, durch Zufall erfuhr ich das Benehmen, das in ihr das Ver- trauen für alle Zeit gemordet hatte. „Es fiel ein Reif in der Frühlings- nacht.“ Sehr arzte Blumen erholten sich davon nicht.

„Sehr einfach, Bedienter: „Der Schneider war da, er sagte, er wolle einmal Geld leben.“ — Herr: „Wenn er wieder kommt, zeigen Sie ihm wel- ches.“

„Sehr einfach, Bedienter: „Der Schneider war da, er sagte, er wolle einmal Geld leben.“ — Herr: „Wenn er wieder kommt, zeigen Sie ihm wel- ches.“

„Sehr einfach, Bedienter: „Der Schneider war da, er sagte, er wolle einmal Geld leben.“ — Herr: „Wenn er wieder kommt, zeigen Sie ihm wel- ches.“

„Sehr einfach, Bedienter: „Der Schneider war da, er sagte, er wolle einmal Geld leben.“ — Herr: „Wenn er wieder kommt, zeigen Sie ihm wel- ches.“

„Sehr einfach, Bedienter: „Der Schneider war da, er sagte, er wolle einmal Geld leben.“ — Herr: „Wenn er wieder kommt, zeigen Sie ihm wel- ches.“

„Sehr einfach, Bedienter: „Der Schneider war da, er sagte, er wolle einmal Geld leben.“ — Herr: „Wenn er wieder kommt, zeigen Sie ihm wel- ches.“

„Sehr einfach, Bedienter: „Der Schneider war da, er sagte, er wolle einmal Geld leben.“ — Herr: „Wenn er wieder kommt, zeigen Sie ihm wel- ches.“

„Sehr einfach, Bedienter: „Der Schneider war da, er sagte, er wolle einmal Geld leben.“ — Herr: „Wenn er wieder kommt, zeigen Sie ihm wel- ches.“

„Sehr einfach, Bedienter: „Der Schneider war da, er sagte, er wolle einmal Geld leben.“ — Herr: „Wenn er wieder kommt, zeigen Sie ihm wel- ches.“

„Sehr einfach, Bedienter: „Der Schneider war da, er sagte, er wolle einmal Geld leben.“ — Herr: „Wenn er wieder kommt, zeigen Sie ihm wel- ches.“

„Sehr einfach, Bedienter: „Der Schneider war da, er sagte, er wolle einmal Geld leben.“ — Herr: „Wenn er wieder kommt, zeigen Sie ihm wel- ches.“

„Sehr einfach, Bedienter: „Der Schneider war da, er sagte, er wolle einmal Geld leben.“ — Herr: „Wenn er wieder kommt, zeigen Sie ihm wel- ches.“

„Sehr einfach, Bedienter: „Der Schneider war da, er sagte, er wolle einmal Geld leben.“ — Herr: „Wenn er wieder kommt, zeigen Sie ihm wel- ches.“

„Sehr einfach, Bedienter: „Der Schneider war da, er sagte, er wolle einmal Geld leben.“ — Herr: „Wenn er wieder kommt, zeigen Sie ihm wel- ches.“

„Sehr einfach, Bedienter: „Der Schneider war da, er sagte, er wolle einmal Geld leben.“ — Herr: „Wenn er wieder kommt, zeigen Sie ihm wel- ches.“

den Mängeln der höheren Knabenerzie- hung Frankreichs schuld.

Daß es die Knaben verrotzt, die Pä- dagogen wagten den Punkt gar nicht zu bestreiten. Sie wählten aus eigener Erfahrung, wie ihnen einst als kleinen Knaben die Trennung vom „Mama“ megehethen, wie ihnen in dem einsamen Schlafsaalbett der mütterliche Gutenachtlust gefehlt, wie die kindliche Jugend an Willensschwäche leidet, daß sie keinen fröhlichen Thatenmuth mehr zeigt, daß sie nach bequemem Staats- ämtern und Bureaustellen strebt, statt durch eigene Kraft und eigenen Un- ternehmungssinn in Handel und Ge- werbe Geld zu verdienen, daß sie Pa- ris und Frankreich nicht verlassen, die französischen Kolonien nicht besökern will. Die armen Knaben selbst könn- en im Grunde wenig für das Unheil, sind sie doch das, was man aus ihnen gemacht. Sie gehen in die Schulen, die man für sie gegündet, lernen die Lektionen, die man ihnen aufgiebt, er- leben die Programme, welche für sie verfertigt, und sind dann, wie sie sein müßten und wie man sie nicht gewollt. Die französischen Pädagogen, ob der Ergebnisse ihrer Erziehung entsetzt, untersuchen daher die betreffenden Programme und nahmen sie in Be- handlung. Hier wurden die klassischen Sprachen durch moderne ersetzt, dort die Last der Mathematik etwas er- leichtert, dann studierte man die Er- ziehung der englischen Knaben und kam zu dem Schlusse, die jungen Franzosen müßten sich gleichfalls mehr in freier Luft bewegen, Fußball und Cricket, Lawn-tennis und Golf spie- len, damit ihr erstarres Muskel- und überreiztes Nervensystem das Gegen- gewicht halten könne. So sprachen und thaten die Reformatoren und suchten die Uebel der höheren Knaben- erziehung Frankreichs aus der Welt zu schaffen.

Da es nun aber kein Uebel in der Welt giebt, an dem die Frauen nicht direkt oder indirekt schuld seien, so dauerte es nicht lange, und die Pädago- gen fanden heraus, die moralische Schamlosigkeit der französischen Söhne, ihr Streben nach Staatsämtern und äußeren Ehrenzeichen, ihre Abneigung gegen das rauhe Leben der Kolonien sei Schuld — der französischen Müt- ter.

Das war Wasser auf viele Müh- len, diesmal ist es der Schmutz ihrer See- le, was gefallt ihm. Das wird sie nicht wieder aufhebeln.

Das letzte, das beste Wort, das bin- dend erste, — jener hat er's gesagt. Dafür ist sie auch die Tochter des Großkaufmanns von Reichenbach, für Käthe Herward, die Tochter der ar- men Wittwe, ist nur der erste Teil des Programms. Die ist ihm nur ein Spiel, ein Scherz gewesen, ein Zeit- vertreib in der Langeweile, ein Mittel, sich die begehrte Erbin willfährig zu machen. Und nicht einmal eine kleine Variation, nicht einmal ein bisschen Originalität war sie ihm werth! Ein neues, einigtes Gefühl hat sie gege- ben und mit abgegriffener Münze hat er dafür gezahlt! So abgegriffen, daß die Prägung nicht mehr zu unter- scheiden ist. Sie aber hat sie gierig eingestrichen. O, der Schande! Der Schande!

„Käthe! Hörst Du nicht? Was ist Dir?“

Sie richtet sich gewaltsam auf, sie taumelt. — „Ich bin müd, furchtbar müd.“ Sei nicht böß, ich schlief halb. Das